

Unverkäufliche Leseprobe



**John M. Hull**  
**Im Dunkeln sehen**  
*Erfahrungen eines Blinden*

2018. Rund 256 S.  
Klappenbroschur.  
ISBN 978-3-406-72155-7

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/7852>

**C·H·Beck**

**PAPERBACK**

JOHN M. HULL

IM DUNKELN SEHEN

Erfahrungen eines Blinden

*Aus dem Englischen von  
Silvia Morawetz*

C.H.BECK

Die erste Ausgabe der englischen Originalausgabe erschien 1990 in Großbritannien bei der Society for Promoting Christian Knowledge unter dem Titel «Touching the Rock. An Experience of Blindness».

Die erste Ausgabe der deutschen Übersetzung erschien 1992 in gebundener Form im Verlag C.H.Beck.

Unter dem Titel «Notes on Blindness. A Journey through the Dark» erschien 2017 bei Profile Books Ltd, London, eine Neuauflage.

Copyright © John M. Hull 1990, 2013, 2017  
Copyright Vorwort © Oliver Sacks 2013  
Copyright Epilog © Marilyn Hull 2017

Originalausgabe  
Für die deutsche Ausgabe:  
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg  
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 406 72155 7

*www.chbeck.de*

*Für Marilyn  
und für  
Imogen, Thomas, Elizabeth, Gabriel und Joshua*

## INHALT

Vorwort	
von Oliver Sacks . . . . .	9
Prolog . . . . .	15
1. Untergehen. Sommer 1983 . . . . .	19
2. In den Tunnel. Herbst 1983 . . . . .	43
3. Jenseits von Licht und Finsternis. Winter 1983/84 . . . . .	59
4. Zeit, Raum und Liebe. Frühjahr 1984 . . . . .	86
5. Wind und Meer. Sommer 1984 . . . . .	105
6. Um die Biegung. Herbst 1984 . . . . .	138
7. Stärker als Gefühle. Winter 1984 . . . . .	157
8. Immer noch sehen können. Frühjahr 1985 . . . . .	181
9. Als Blinder aufwachen. Sommer 1985 . . . . .	191
10. Verlorene Kinder. Herbst 1985 . . . . .	207
11. Das Geschenk. Winter 1985/Frühjahr 1986 . . . . .	220
12. Den Fels berühren. Sommer 1986 . . . . .	230
Epilog	
von Marilyn Hull . . . . .	241
Einleitung zur Erstausgabe (1990)	
von John M. Hull . . . . .	255
Ein Wort des Danks . . . . .	269

## VORWORT

Oliver Sacks

Es gibt zahlreiche Autobiographien von Blinden – ergreifende, inspirierende Berichte, die nicht nur die emotionalen und moralischen Auswirkungen von Blindheit begreiflich machen, sondern auch erkennen lassen, wie viel Willenskraft, Humor und Energie vonnöten sind, mit jenen Auswirkungen fertigzuwerden. Hulls Buch gehört nicht in diese Kategorie: Es hat weder Anfang noch Mittelteil noch Ende im eigentlichen Sinn; es hat keinen literarischen Anspruch; es meidet die konventionelle Erzählform – und dennoch ist es für meinen Geschmack ein Meisterwerk.

*Im Dunkeln sehen* wurde nicht als zusammenhängende Erzählung geschrieben, sondern in Abständen diktiert – zunächst täglich, dann gelegentlich –, nachdem Professor Hull in seinen Vierzigern vollständig erblindet war. Seine Beobachtungen sind von durchdringender Schärfe und Klarheit und beziehen sich auf alle Aspekte seines so beklemmend veränderten Lebens und Denkens. Er schildert, wie es ist, eine Straße zu überqueren; wie entsetzlich und unentrinnbar man sich als Blinder verirren kann; wie es ist, ignoriert oder bevormundet zu werden; wie die nicht mehr durch eigenes Sehen aktualisierten Erinnerungen und geistigen Bilder der Gesichter von Menschen, auch des eigenen, erst versteinern, dann verblassen und schließlich ganz und gar verschwinden; wie sich die Beziehungen zur Familie verändern; wie Begriffe wie «Ort», «Raum», «hier», «dort», «Nähe», «Aussehen» mit fortschreitender Erblindung nach und nach jegliche Bedeutung verlieren. Meines Wissens hat noch niemand derart

detailliert und faszinierend (und beängstigend) beschrieben, wie im Zustand der Blindheit nicht nur das körperliche Auge, sondern auch das «innere Auge» allmählich erblindet; wie das visuelle Gedächtnis und Orientierungsvermögen, bildhafte Erinnerungen und Begriffe verloren gehen (an einer Stelle kann er sich nicht mehr erinnern, ob die Ziffer 3 nach links oder rechts geöffnet ist); wie es sich anfühlte, den Weg (in seinem Fall fünf Jahre lang) in den Zustand zu beschreiten, den er «völlige Erblindung» nennt.

Hulls Beobachtungen sind ebenso detailliert wie tiefschürfend: Alles wird bis an seine Grenzen untersucht und durchdacht – jedes Erlebnis von allen Seiten begutachtet, bis seine Bedeutung vollständig enthüllt ist. Prägnanz und Schönheit seiner Sprache machen dieses Buch zu einem Werk der Dichtkunst; seine Gedankentiefe macht es zu einer phänomenologischen, philosophischen Abhandlung. Wäre Ludwig Wittgenstein erblindet, so stelle ich mir vor, hätte er die Tiefen einer in stetigem Wandel begriffenen Phänomenologie der Wahrnehmung nicht gründlicher ausloten können. Und tatsächlich erinnert *Im Dunkeln sehen* sowohl stilistisch als auch in seinen brillanten Skizzen und Bemerkungen durchaus an die *Philosophischen Untersuchungen*.

Hull schreibt in seinem Vorwort:

Der Zusammenhang von Träumen und Wachen und das Wesen des Bewusstseins selbst ist eines der durchgängigen Themen des Buchs. Andere Themen sind die veränderte Wahrnehmung der Natur, der Wandel in meinem Verständnis dessen, was ein Mensch ist, und das Problem, wie ein so schrecklicher Verlust verarbeitet werden kann. ... Überall sind kleine Stückchen und Bröckchen verstreut. ... Wenn Wiederholungen auftreten, dann deshalb, weil die gleichen Probleme und Erfahrungen immer wieder auftauchten und von verschiedenen Seiten beleuchtet wurden.



Wittgenstein seinerseits schreibt in seinem Vorwort:

Dies hing freilich mit der Natur der Untersuchung selbst zusammen. Sie nämlich zwingt uns, ein weites Gedankengebiet, kreuz und quer, nach allen Richtungen hin zu durchreisen. ... Die ... Bemerkungen dieses Buches sind gleichsam eine Menge von Landschaftsskizzen, die auf diesen langen und verwickelten Fahrten entstanden sind. Die gleichen Punkte, oder beinahe die gleichen, wurden stets von neuem von verschiedenen Richtungen her berührt und immer neue Bilder entworfen. ... So ist also dieses Buch eigentlich nur ein Album.

All dies gilt auch für *Im Dunkeln sehen* – das Buch ist ein Album von äußerster Reichhaltigkeit, in dem die Landschaft völliger Erblindung aus hundert verschiedenen Blickwinkeln skizziert wird; es zeigt uns das *Universum* des Blindseins auf eine Weise, wie es ein normaler, fortlaufender, unmittelbarer Bericht niemals zustande bringen könnte.

Nicht alles ist Dunkelheit. Wenn das Sehvermögen und die Bilder im Kopf schwinden, gewinnen andere Organe der Wahrnehmung an Intensität und Bedeutung, insbesondere das Gehör und der Tastsinn. Einige der schönsten Passagen handeln davon; immer wieder wird in dem Buch der Vergleich zwischen Sehen und Hören angestellt und auf den wesentlichen Unterschied zwischen optischen und akustischen Wahrnehmungen hingewiesen. Jedoch scheinen Regen und Wind diesen Unterschied manchmal zu überbrücken:

Regen hat die Eigenart, die Umriss aller Dinge hervorzuheben; er wirft eine farbige Decke über Dinge, die vorher unsichtbar waren; wo vorher eine unterbrochene und damit zersplitterte Welt war, schafft der gleichmäßig fallende Regen eine Kontinuität akustischer Wahrnehmung. ... Wenn ich die Vordertür öffne, höre ich gewöhnlich nur über ein Nichts verteilte isolierte Geräusche. Ich weiß, dass ich mit dem nächsten Schritt auf den Weg treten werde und dass mein Schuh rechts den Rasen berühren wird. ... Ich weiß,

dass alle diese Dinge da sind, aber ich weiß das nur aus der Erinnerung. ... Der Regen enthüllt mir mit einem Mal die ganze Fülle einer Situation, und die ist dann nicht bloß erinnert, nicht antizipiert, sondern gegenwärtig und jetzt. Der Regen öffnet mir die Welt nach vorn und zeigt mir die tatsächlichen Beziehungen eines Teils der Welt zu einem anderen. ... Ich habe das Gefühl, als ob die Welt, die unter einem Schleier liegt, bis ich sie berühre, sich mir plötzlich enthüllt hat.

Als Neurologe, der sich mit den Auswirkungen sensorischer Störungen und Ausfälle sowie den «Kompensationskräften» der verbliebenen Sinnesorgane beschäftigt, faszinieren mich die Einzelheiten und die offenkundige Authentizität solcher Schilderungen. Viele Blinde haben ihre Lage beschrieben, doch so eingehend wie Hull hat meines Wissens noch niemand darüber berichtet.

Wenn die für das Sehen zuständigen Regionen des Gehirns, der visuelle Cortex, beschädigt sind, können nicht nur die inneren Bilder und visuellen Erinnerungen verloren gehen, sondern überhaupt alle bildhaften Vorstellungen, bildhaftes Denken, die «visuelle Identität». Der Betroffene kann innerlich vollständig bilderlos werden. Aus Hulls Schilderungen lässt sich jedoch schließen, dass bei Ausfällen oder Beeinträchtigungen des visuellen Cortex andere Regionen des Gehirns – die für die Verarbeitung akustischer und taktiler Eindrücke zuständig sind – ihre Tätigkeit verstärken. Eine vergleichbare Verfeinerung (des Sehvermögens – der visuellen Wahrnehmung und Unterscheidungsfähigkeit, der visuellen Vorstellungen und Erinnerungen) stellt sich gelegentlich bei tauben Personen ein: Ein guter Beweis für physiologische Veränderungen im Gehirn, für gesteigerte Empfänglichkeit im visuellen Cortex und darüber hinaus die Umverteilung auf andere Hirnregionen, insbesondere den auditiven Cortex, zur Verarbeitung visueller Eindrücke. Hulls Bericht legt nahe, dass es im Fall eines Schwindens (oder gar Verlusts) des Sehvermögens auf der an-

deren Seite zu einer Stärkung des auditiven und taktilen Cortex und womöglich sogar zu einer Art Umverteilung der Aufgaben des visuellen Cortex auf die jetzt enorm gesteigerte Fähigkeit zur Verarbeitung akustischer Eindrücke kommen kann.

Zwei miteinander verknüpfte Metaphern ziehen sich durch dieses Buch und verleihen ihm eine ungeheure symbolische Kraft – die der Reise und die des Tunnels. Die schwindende sichtbare Welt ist das hinter ihm immer kleiner werdende Licht am Anfang des Tunnels, des todesgleichen Tunnels, an dessen Ende kein Licht wartet, des Tunnels, dem zu entrinnen es keine Hoffnung gibt. Wir reisen mit Hull tiefer und tiefer in die Welt oder Nichtwelt des Blindseins hinein, bis er schließlich an einen Punkt gelangt, wo er die Erinnerung an Gesichter und Orte und selbst die an Licht nicht mehr heraufbeschwören kann – dies ist die Kurve im Tunnel: Dahinter liegt «völlige Erblindung». Und doch vollzieht sich an diesem tiefsten, dunkelsten, entmutigendsten Punkt eine geheimnisvolle Veränderung – kein verzweifelttes Sinnen mehr über Verlust, Unwiederbringliches und Hoffnungslosigkeit, keine Trauer, sondern ein neues Gefühl von Leben und Kreativität und Identität. «Man muss sich sein Leben neu schaffen, oder man wird zerstört», schreibt Hull, und genau darum, um das Erschaffen einer vollkommen neuen Identität, geht es auf den letzten Seiten seines erstaunlichen Buchs. Hier fragt sich Hull, ob Blindsein nicht «ein dunkles, paradoxes Geschenk» sei, das ihm – natürlich ungesucht und furchterregend, aber nicht auszuschlagen – die Möglichkeit zu einem neuen und tieferen Dasein eröffnet. «Völlige Erblindung» offenbart hier ihre andere Seite, und Hull wird, wie er es ausdrückt, zu einem, «der mit dem ganzen Körper sieht».

«Ein Mensch zu sein, der mit dem ganzen Körper sieht», schreibt er im Postskriptum, «heißt, die *condition humaine* an einer herausragenden Stelle zu erleben. Es ist eine Seinsweise, wie jung sein oder alt sein, ein Mann sein oder eine Frau sein,

es ist eine Existenzform des Menschen.» Und die Absolutheit dieses Zustands – der ein wenig an die Vollkommenheit der «völligen Ertaubung» erinnert, wie sie der Dichter David Wright in seinem Buch *Deafness* beschreibt – bringt nicht nur eine neue Lebensform und Tiefe und Identität mit sich, sondern auch die Möglichkeit, in seinem tiefsten Innern den eigenen Mittelpunkt zu entdecken, den unverrückbaren Kern: Das bedeutet es für Hull, im Dunkeln zu sehen.

*Deutsch von Werner Schmitz*

## PROLOG

Sie lesen dieses Buch vielleicht deshalb, weil Sie besser verstehen wollen, was Blindsein ist. Sie wollen wissen, wie es ist, blind zu werden und blind zu sein. Ein paar Jahre nachdem ich selbst das Augenlicht verlor, fing ich an, mich für das Blindsein zu interessieren, und las mehr als zwanzig Autobiographien von Menschen, die blind geworden waren. Diese Geschichten versetzten mich in Erstaunen: Sie waren oft voller Humor, Tapferkeit und Klugheit. Einige erzählten davon, wie ihre Verfasser Golfchampions, Skiexperten, praktische Ärzte und erfolgreiche Geschäftsleute geworden waren. Einige waren geschrieben worden, um einen Glauben zu verkünden, andere im Geiste stoischer Hinnahme. In der Mehrzahl waren das begeisternde Geschichten des Triumphs und der Versöhnung. Aber das, wonach ich suchte, fand ich nicht: einen Bericht über das Blindsein, wie ich es kennen gelernt hatte. Vielleicht habe ich nicht intensiv genug gesucht oder nicht genug gelesen. Ich kann nur sagen, dass die Bücher, die ich las, nicht über die Aspekte des Blindseins sprachen, die für mich die wichtigsten waren. Einige von ihnen waren literarische Schilderungen: Sie hatten einen Anfang, eine Mitte und einen Schluss. Sie waren wie Romane, hatten einen interessanten Stil, eine Klimax und eine Lösung. So ist dieses Buch nicht.

Im Juni 1983, ungefähr zweieinhalb Jahre nachdem ich als Blinder registriert worden war, begann ich meine täglichen Erfahrungen auf Kassette aufzuzeichnen. Das war zu dem Zeitpunkt, als die Tatsache meines Blindseins mich wie ein Schlag traf. Sie fragen sich vielleicht, warum das so lange gedauert

hat, aber die ersten Jahre waren ganz mit aufregenden Problemen ausgefüllt, die gelöst werden mussten. Erst danach begann sich bei mir der Übergang von einem Sehenden, der nicht sehen konnte, zu einem Blinden zu vollziehen. Zeitweise sprach ich täglich, Tag für Tag, etwas auf meine Kasette, manchmal aber auch im Abstand von Wochen. Ich zeichnete die Dinge auf, die mich stark bewegten; wenn mich etwas verwirrte oder mir Freude machte, sagte ich das, was ich sagen musste, um mir selbst bei der Auseinandersetzung mit dem, was geschah, zu helfen. Ich setzte das drei Jahre lang fort, und allmählich nahm das Bedürfnis, noch mehr Aufzeichnungen zu machen, ab. Ich sprach über meine Kinder, meine Arbeit, meine Beziehungen zu Frauen und zu Männern, und ich zeichnete meine Träume auf.

Daraus ist dieses Buch entstanden. Es hat kein besonderes Ende, denn das Blindsein hat kein Ende. Es wäre schön, sagen zu können, dass es ein Happy End gegeben hat, dass ein Wunder geschah, aber es geschah keins.

Mich interessierte, wie meine Kinder allmählich entdecken würden, was es bedeutete, einen blinden Vater zu haben, und dies ist eines der wichtigsten Themen des Buchs. Mich interessierte, was mit meinen Träumen passieren würde. Ich zeichnete meine Träume auf, meist am Tag danach, manchmal gleich ein paar Minuten nachdem ich aufgewacht war. Die Traumerzählungen bilden eine Art zweiten Handlungsstrang, wenn Handlung überhaupt das richtige Wort ist, denn am bewussten Material wird ja sichtbar, wie das Unbewusste mit dem Problem rang. Der Zusammenhang von Träumen und Wachen und das Wesen des Bewusstseins selbst ist eines der durchgängigen Themen des Buchs. Andere Themen sind die veränderte Wahrnehmung der Natur, der Wandel in meinem Verständnis dessen, was ein Mensch ist, und das Problem, wie ein so schrecklicher Verlust verarbeitet werden kann.

Das Buch ist nicht streng gegliedert. Überall sind kleine Stückchen und Bröckchen verstreut. Es gibt Zeiten, in denen

Lösungen sozusagen in Sicht zu kommen scheinen, aber es gibt auch ständig Rückschläge, wo es den Anschein hat, als ob nichts gewonnen oder dazugelernt worden sei. Wenn Wiederholungen auftreten, dann deshalb, weil die gleichen Probleme und Erfahrungen immer wieder auftauchen und von verschiedenen Seiten beleuchtet wurden.

*An den blinden Leser*

Blinde unterscheiden sich voneinander genauso wie Sehende. Ich erhebe nicht den Anspruch, für Sie zu sprechen, ich spreche nur für mich selbst. Sie brauchen nicht zu erfahren, was Blindsein ist, denn Sie sind blind. Vielleicht hören Sie dieses Buch, um Gemeinsamkeiten mit einem anderen Menschen zu entdecken, der Ihren Weg gegangen ist. Ich hoffe, dass Sie sie hier finden.





# I

## UNTERGEHEN

Sommer 1983

### *1. Juni*

Wie lange muss man blind sein, bevor man anfängt, nicht mehr in Farben zu träumen? Träumt man immer weiter in Bildern?

Ich bin seit fast drei Jahren als Blinder gemeldet. In den vergangenen paar Monaten sind die letzten Reste eines Lichtscheins verschwunden. Ich bin nun vollkommen blind. Ich kann in die Sonne starren, ohne den winzigsten Schimmer Sonnenschein zu sehen.

In dieser Zeit habe ich ständig weiter in Bildern geträumt. Dank der farbenprächtigen Freiheit, die ich beim Träumen erlebe, sind die Träume sogar besonders angenehm geworden. Hat sich die Blindheit überhaupt nicht auf meine Träume ausgewirkt?

Vor ungefähr sechs Monaten hatte ich einen Traum, in dem sich meine Sehkraft besserte. Ich konnte meinen Sohn Thomas sehen. Da war er: Ein fröhlicher, frecher, lebendiger kleiner Junge von zweieinhalb saß auf meinem Knie.

Meine letzte Augenoperation fand am 1. August 1980 statt. Thomas kam am 22. August zur Welt. Wenn ich nicht mehr genau weiß, wie lange ich schon blind bin, überlege ich, wie alt Thomas ist.

Bei der Geburt dabei zu sein war eine beängstigende, aber wunderbare Erfahrung. Sie hatten das Mikrofon des Apparats eingeschaltet, der den Herzton des Babys überwachte. Neben dem Bett sitzend, konnte ich ihn sehr deutlich hören. Marilyn und ich waren seit knapp einem Jahr verheiratet. Das Herz des

Babys schlug unglaublich schnell, die Töne kamen in einem Rhythmus mit den Wehen in kleinen, sich beschleunigenden Wellen. Die meiste Zeit über wusste ich nicht, was vorging. Marilyn schrie. Rings um das Bett standen offenbar Hebammen und Ärzte. Ein paar Augenblicke war es still, dann der Schrei eines Babys.

Noch ungefähr achtzehn Monate danach hatte ich einige visuelle Eindrücke von ihm. Wenn ich nur ein paar Fuß weit von ihm entfernt war, wusste ich, wo er lag und welche Farbe seine Sachen hatten. Wenn er gähnte oder winkte, sah ich in groben Zügen sein Gesicht. Alle feineren Einzelheiten nahm ich nicht mehr wahr, die kleinen Veränderungen rings um die Augen, die Nuancen der Empfindung in den frühen Stadien kindlicher Entwicklung. Im Sommer 1981 band ich ihm in Wales am Strand ein Stück Schnur um den Knöchel, damit ich ihn wiederfinden konnte, wenn er mehr als einen Fuß weit wegkrabbelte. Als er dann laufen konnte, spielte ich mit ihm auf den Stufen der Universitätsbibliothek. An diesen stillen Samstagvormittagen, an denen der Campus fast völlig verwaist war, konnte ich die Zügel lockerlassen, denn auch wenn er verschwand und über die steinernen Treppenabsätze rannte, hörte ich ja noch die Geräusche seiner Schuhe. Manchmal lief ich ihm in Panik nach und hatte Angst, er könnte an den Rand von etwas kommen, ehe ich ihn eingeholt hätte. Als sein Bewegungsdrang zunahm und meine Sehkraft weiter nachließ, wurden diese Ausflüge immer schwieriger.

### *3. Juni*

Vor ungefähr einer Woche träumte ich, dass ich mit dem Zug noch einmal in eine Stadt in der Normandie fahre. Ich war mit Marilyn in einem Restaurant verabredet, das wir während einer Reise in die Normandie, die wir ungefähr ein Jahr vor unserer Hochzeit gemacht hatten, besucht hatten. Ich trat aus dem Bahnhofsgebäude und blieb stehen, um auf dem Stadt-

plan nachzuschauen, wo der Bahnhof eigentlich lag, nur um dabei festzustellen, dass ich meinen weißen Stock im Zug liegen gelassen hatte. Wie ich mich zurechtfinden würde, sorgte mich nicht so sehr, umso mehr aber die Tatsache, dass ich einen Teil meines Eigentums verloren hatte. Dann merkte ich, dass ich ein langes Metallrohr in der Hand hielt, von der Art, mit der man eine Wäscheleine abstützt. Mit diesem Rohr erkundete ich meinen Weg, und ich spürte, dass die Leute in der Gegend um den Bahnhof mich neugierig anschauten.

Das ist das erste Mal, dass ich mich in einem Traum als Blinden gesehen habe. Der Traum enthält viele ungeklärte Widersprüche. Es ist ausgeschlossen, dass ein Blinder, der auf einen Stock angewiesen ist, vergisst, ihn mitzunehmen. Ich wollte auch die Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit, die es mir ermöglichte, mein Rendezvous mit Marilyn in dem Restaurant einzuhalten, das Blindsein aber nahm mir diese Freiheit. Darum hatte ich ja den weißen Stock, und trotzdem hatte ich ihn nicht. Ohne irgendeinen Ersatz für den Stock konnte ich nicht gehen, aber ich konnte die Reaktionen der Menschen um mich herum sehen. Ich hatte etwas verloren, das ich brauchte, wenn ich Marilyn treffen wollte. Der Verlust des Stocks war nicht nur der Verlust meiner Fähigkeit, sie zu finden, es war der Verlust von etwas Tieferem, von Potenz, der Fähigkeit, sie zu lieben.

Anfang 1980 fing ich damit an, mit einem kurzen weißen Stock zu gehen, den ich hauptsächlich als Signal für die Autos benutzte, wenn ich die Straße überquerte. Als meine Sehkraft weiter nachließ, kaufte ich einen etwas längeren Stock und später einen noch längeren. Schließlich kaufte ich einen ganz langen Stock, fünf Fuß lang, mit einem gebogenen Griff. Für ein Bewegungstraining hatte ich anscheinend nie Zeit, obwohl ich mich gelegentlich fragte, ob sich in meine Technik nicht schlechte Gewohnheiten einschlichen, die sich bei methodischer Anleitung hätten vermeiden lassen.

Im Allgemeinen habe ich die Erfahrung gemacht, dass eine schlechte Angewohnheit, die mich beim Gehen stört oder be-

hindert, durch das Bemühen, mich freier bewegen zu können, von selbst beseitigt wird. Mit anderen Worten, das Blindsein unterwirft den Benutzer eines weißen Stocks einem ehernen Gesetz. Laternenpfähle, Bordkanten und Treppen sind die besten Lehrmeister.

### *5. Juni*

Wenn ich Leute grüße und «Schönen Tag noch!» sage, reagieren sie manchmal gar nicht oder wirken überrascht. Die Vorstellung eines schönen Tags ist überwiegend visuell. Ein schöner Tag ist dann, wenn der Himmel klar und blau ist. Die Sonne scheint, und es ist vermutlich ziemlich warm, doch sogar ein heller, klarer Tag mitten im Winter wird als «schöner Tag, nur etwas kühl» bezeichnet. Ein Sehender würde es nicht als schönen Tag und schon gar nicht als herrlichen Tag bezeichnen, wenn es bedeckt wäre.

Für mich hat der Wind den Platz der Sonne eingenommen, und ein schöner Tag ist ein Tag mit einer sanften Brise. Sie lässt alle Geräusche in meiner Umgebung ertönen. Die Blätter rascheln, Papierstückchen werden über den Gehweg geweht, und die Wände und Kanten der großen Gebäude treten stärker hervor, wenn Wind über sie hinwegstreicht, den ich im Haar und auf dem Gesicht und in meinen Sachen spüre. Ein Tag, an dem es nur warm ist, wäre wahrscheinlich auch ein ganz schöner Tag, aber Donner macht ihn aufregender, weil er plötzlich ein Gefühl von Raum und Entfernung vermittelt. Der Donner baut mir ein Dach über den Kopf, eine sehr hohe, gewölbte Decke aus polternden Geräuschen. Ich spüre dann, dass ich an einem weiten Ort bin, wohingegen vorher gar nichts da war. Ein Sehender hat immer ein Dach über sich, in Gestalt des blauen Himmels oder der Wolken oder der Sterne in der Nacht. Ein Blinder erlebt das Gleiche, wenn er das Säuseln des Windes in den Bäumen hört. Es zaubert sie herbei; man ist von Bäumen umgeben, wo vorher nichts war.

Das Missverständnis zwischen mir und den Sehenden entsteht, wenn es ein milder, sogar warmer Tag ist, mit einer leichten Brise, aber bedeckt. Für Sehende wäre das kein schöner Tag, denn der Himmel ist nicht blau.

Ich werde mich, wenn ich mich zum Wetter äußere, präziser ausdrücken müssen. Ich muss daran denken zu sagen, dass es heute schön und mild oder dass die Brise angenehm ist.

### *8. Juni*

Gestern Nacht hatte ich einen schönen, wohltuenden Traum, in dem ich durch ein Flusstal ging. Hübsche Häuser, Ferienbungalows zogen sich am Flussufer entlang. Ich machte eine Tageswanderung. Ich experimentierte herum, schaute hierhin und dorthin und wollte feststellen, ob meine Sehkraft dafür ausreichte, dass ich das Tal und die Landschaft ganz überblicken konnte. Obwohl es nicht perfekt war, kam ich zu dem Schluss, dass ich ein so genaues Gespür für den Ort entwickelte, dass ich mich ungehindert bewegen und den Anblick genießen konnte. «Siehst du, es geht!», sagte ich mir. «Bei gutem Licht und bei solchen Bedingungen kommst du immer noch ganz gut zurecht.»

1976 und 1977 konnte ich noch so gut sehen, dass mir lange, einsame Spaziergänge in den ländlichen Gegenden von Worcestershire und Shropshire Freude machten. Einer meiner Lieblingswege führte durch das Tal der Severn. Ich fuhr meist mit dem Bus oder der Bahn. In den richtigen Bus einzusteigen war ein Problem. Ich konnte zum Busbahnhof im Stadtzentrum gehen und mich nach der Abfahrtsstelle des Busses, mit dem ich fahren wollte, erkundigen, oder ich konnte an der Bushaltestelle in der Nähe meines Hauses warten und jeden ankommenden Bus anhalten und den Fahrer fragen, ob er in meine Richtung fuhr. Ich versuchte, die Liniennummern mit Hilfe eines kleinen Fernrohrs zu entziffern, aber oft war der Bus schon auf meiner Höhe, bevor ich es geschafft hatte. Land-

karten konnte ich mit Hilfe von Lupen immer noch lesen. Ich ging gern am Fluss entlang, weil es dort nahezu unmöglich war, sich zu verlaufen, obwohl man genau Acht geben musste, wohin man seine nächsten Schritte setzte. «Vorausgesetzt, es wird nicht schlimmer», sagte ich mir oft, «komme ich immer noch zurecht.»

Dieser Gedanke begleitet mich nun seit mindestens zehn Jahren. Ich kam immer noch zurecht, vorausgesetzt, es wurde nicht schlimmer. Auch nachdem ich schon als Blinder registriert war, fand ich von meinem Büro noch allein nach Hause, wenn ich mich an den zwei hellen gelben Linien orientierte, die auf dem Universitätsgelände die Parkflächen an den Straßenrändern markierten.

Falls es so bliebe, wäre ich immer noch in Ordnung. Sollte es schlimmer werden, würde ich abends trotzdem immer nach Hause finden, wenn ich mich nacheinander an den Straßenlaternen orientierte. Ich fühlte mich wie ein Seemann weit draußen auf dem Meer in einer kohlschwarzen Nacht, dem nur ein einziger Stern leuchtete. War ich an einem Laternenpfahl angekommen, konnte ich ganz schwach das nächste kleine Licht erkennen. Ich kam immer noch zurecht, vorausgesetzt, es wurde nicht schlimmer.

Meine Träume scheinen der Realität ungefähr sechs Jahre hinterherzuhinken.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)